

Wege zur Weisheit

Von Dr. Karen Horn

Freiheitsfeier des Liberalen Instituts
2. Dezember 2010, Zürich

In meinem heutigen Vortrag werde ich den Bogen spannen von der Weisheit hin zu freien Märkten und dann hin zur Wissenschaft, der Ökonomie vor allem, und zu einigen besonderen Wissenschaftlern, Nobelpreisträgern gar. Zunächst soll also die Rede sein von der Weisheit. Das ist ein etwas hoch gegriffenes Wort, das gestehe ich. In meinem Buch, das meinem Vortrag zugrunde liegt, mit dem Titel „Roads to Wisdom“, benutze ich dieses schöne Wort, „wisdom“, unter anderem auch deshalb, weil es mir eine sprachspielerische Verneigung vor Friedrich August von Hayek und seinen „Roads to Serfdom“ ermöglicht. Aber das ist noch lange nicht alles. Ich empfinde Weisheit auch deshalb als ein gutes Wort, weil es noch auf etwas anderes hindeutet als nur auf Information und deren Akkumulation. Weisheit ist Kenntnis plus Klugheit, Wissen plus Haltung. Weisheit beruht auf der höheren Einsicht in das Wesen der Dinge, und auf der Fähigkeit, in der Welt und mit den Mitmenschen zu leben, sowohl ohne zu resignieren als auch ohne sich aufzureiben. Weisheit ist geistige Erkenntnis und innere Ausgeglichenheit als Bestandteil des „guten Lebens“. Weisheit ist es, wonach wir wohl alle letztlich streben.

Zur Weisheit gelangen wir nur, wenn wir die Welt erfassen, in der wir leben. Wenn wir unser Miteinander verstehen und was es ist, was dieses Miteinander strukturiert. Wenn wir die Institutionen begreifen, in denen wir uns bewegen und die uns begleiten, und wenn wir erkennen, warum diese Institutionen so sind, wie sie sind, und ob und wie sie auch besser ausgestaltet sein könnten. Die wichtigste Institution in diesem Zusammenhang ist der Markt. Ihn zu verstehen, ist von grösster Bedeutung. Wenn ich das hier so sage, ist freilich sofort eine Begriffsbestimmung notwendig. „Der Markt“ ist nicht nur der Markt im wirtschaftlichen Sinne. Der ökonomische Markt. Was ist das, der ökonomische Markt? Der Markt im wirtschaftlichen Sinne ist jener klassische Markt, auf dem Obst und Gemüse gehandelt wird, wo Karotten, Kürbisse und Klementinen über den Tresen wandern und Münzen als Gegenstück dieser Transaktion in die andere Richtung. Jenseits des klassischen Wochenmarkts ist ein Markt auch der Ort, wo Rohöl und Benzin oder auch nur Lieferkontrakte nachgefragt werden im Gegenzug zu einer eher abstrakten Bezahlung. Im einen wie im anderen Fall funktioniert die Transaktion dank einer Marktordnung, die den Rahmen konstituiert, und eines Rechtssystems, das dafür sorgt, dass Verträge eingehalten werden und dass das Eigentum jedes einzelnen geschützt und einklagbar ist.

Der Markt, den ich meine, reicht konzeptionell hierüber hinaus. Für mich ist der Markt schlicht eine Plattform der Interaktion von Individuen und damit zugleich Ausdrucks- und Erscheinungsform des Austausches und der Kooperation zwischen Menschen. In allen Bereichen, in denen Menschen etwas voneinander wollen und deshalb kooperieren und darum wiederum auf Rückkopplungen voneinander

angewiesen sind. Im rein wirtschaftlichen Bereich, aber auch im gesellschaftlichen Bereich, in der Politik, auf dem Gebiet der Kultur und nicht zuletzt auch in der Wissenschaft. Theorien, Ideen und sogar politische Meinungen werden wie alles andere auch auf – realen oder virtuellen – Plattformen angeboten/erprobt und nachgefragt/übernommen, gerade wie Verhaltensnormen, gesellschaftliche Konventionen und Moralvorstellungen. In der Interaktion, also auch auf einem Markt, spiegelt sich dabei nicht nur das Vorfindliche, sondern entsteht das Neue. Das ist der „marvel“, das Wunder der Märkte, das Friedrich August von Hayek in seinem grossartigen Aufsatz „The Use of Knowledge in Society“ (1945) beschwor, als er schrieb: “I have deliberately used the word "marvel" to shock the reader out of the complacency with which we often take the working of this mechanism” – das Wirken des Preismechanismus – “for granted. I am convinced that if it were the result of deliberate human design, and if the people guided by the price changes understood that their decisions have significance far beyond their immediate aim, this mechanism would have been acclaimed as one of the greatest triumphs of the human mind.”

Also: der Markt ist dynamisches Ergebnis, Erscheinungsbild und seinerseits dann auch wieder Voraussetzung für die spontane Ordnung. Was bedeutet dies vor dem Hintergrund der Tatsache, dass wir – gerade in der Krise und ihrer aktuellen, auf Staaten ausgeweiteten Stufe – immer wieder hören, dass die Märkte kolossal versagt haben? Und also kein Jota an Weisheit vorzuweisen hätten? Ist die rekurrierende Existenz von Krisen nicht gerade der Beweis, dass von Weisheit keine Rede sein kann? Vor allem mit Blick auf die Finanzmärkte? Haben wir auf Sand gebaut?

Natürlich ist die Beobachtung korrekt, dass wir in der Marktwirtschaft Krisen erlebt haben, erleben und erleben werden. Es trifft auch zu, dass dort, wo Märkte frei sind, Krisen häufiger vorkommen als in weniger freien Systemen. Doch selbst wenn hier Korrelation und Kausalität in eins fallen, so ist der Saldo doch immer noch positiv, wie es Wissenschaftler vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) vor einigen Jahren in einer gründlichen Studie nachgewiesen haben. Unabhängig von dieser materiellen Bilanz liegt in der Korrelation von Krise und Markt aber vor allem noch nicht die Antwort auf die Frage, woran es liegt, dass es immer wieder Krisen gibt. Die wahre Wurzel des Übels liegt bei uns, bzw. in der *Conditio humana*. Und die ändert sich auch nicht mit einem anderen Wirtschaftssystem. Die Krisenanfälligkeit ist dem Menschsein an sich immanent, und sie ist gleichsam die Kehrseite unserer Freiheit. Unser Dasein ist nun einmal geprägt von fundamentaler Unsicherheit und regelmässig auch von Interessenskonflikten. Und von unserem Unwissen, das Demut gebietet vor der Weisheit von Traditionen und Institutionen als Produkten der kulturellen Evolution.

Die Gesellschaft besteht aus einer Vielzahl von Persönlichkeiten mit unterschiedlichen oder widersprüchlichen Interessen. Dies kann zu Konflikten führen und zu („Gefangenen“-) Dilemmasituationen, in denen jeder rational versucht sich besserzustellen, mit dem fatalen Ergebnis, dass am Ende alle schlechter dastehen. Dies beschreibt als Naturzustand auch die Hobbes'sche Welt des Kampfes aller gegen alle: „*Homo hominem lupus est*“. Für Thomas Hobbes führt der Ausweg nur über einen Gesellschaftsvertrag, unter dem alle Bürger ihre Rechte an einen Leviathan abtreten – an einen Staat mit unbegrenzter Herrschaftsgewalt. In einen ähnlichen Schwanengesang der bürgerlichen Kapitulation stimmen heute die

Kapitalismuskritiker mit ihrem Krisenlamento und dem Ruf nach dem Primat der Politik mit ein. Wir sollten uns hüten, uns dieser Sehnsucht nach dem Leviathan anzuschliessen.

Denn die unbeabsichtigten Folgen politischen Handelns umringen uns, auch Staatsversagen genannt, von der gravierenden Fehlregulierung der Finanzmärkte und der impliziten Bail-out-Garantie, der geldpolitisch getriebenen Blasenbildung bis hin zur Überschuldung, die sich in Europa jetzt zur Bedrohung des Euro auszuwachsen droht. Der Staat versagt, und das Erstaunliche ist: Keiner geht hin, um ihn abzuschaffen. Das zumindest hat er in der Tat dem Markt voraus.

Vor dem Hintergrund der üblichen Anwürfe ist es wichtig, sich darauf zu besinnen, was das regulierende Prinzip jeder Form von Interaktion, wie sie auf Märkten aller Art stattfindet, ist: nämlich die Gegenseitigkeit – und dies in einem Kontinuum sozialer Rückkopplungen. Diese Erkenntnis verdanken wir Adam Smith. In diesem Prozess der spontanen Ordnung lernen sowohl Individuen als auch Gesellschaften auf ökonomischem Gebiet, wie ihre Arbeitsteilung verlaufen kann. Sie lernen in moralischer Hinsicht, wie ein Wertekonsens aussehen kann. Sie entdecken, was sie als Recht und Unrecht, was als gerecht und ungerecht empfinden, was sie nach dem Kriterium der Leistungsgerechtigkeit an materieller Differenzierung zwischen den Menschen verlangen und im Interesse der Solidarität an Ungleichheit nicht mehr tolerieren. Und auf politischem Gebiet finden sie heraus, welche Ordnungsregeln und Institutionen sie sich geben wollen.

Krisen sind teuer. Man muss sie wohl begreifen als den Preis für das, was wir durch sie lernen, und für das Neue, das in ihnen entsteht, ökonomisch, moralisch und politisch. Dieser Lernprozess ist leider niemals abgeschlossen, und man kann ihn auch nicht simulieren, man muss dieses Entdeckungsverfahren real ablaufen lassen. Es ist dies oft ein pathologisches Lernen – aber immerhin. Wir sollten froh sein, dass wir solche evolutionären Lernprozesse überhaupt haben. Denn nur der Markt im weitesten Sinne konstituiert eine Plattform für die erwähnten Rückkopplungsprozesse, in denen sich die individuellen Interessen abbilden und koordinieren, sodass immer wieder auch Korrekturen möglich sind. Nur der Markt zeigt einen Mangel an, sei es einen Mangel an einer Ware, an Forschungsleistungen, an Moral oder an Regeln, und bringt uns dazu, Nachschub einzufordern. Nur der Markt erlaubt Selbstreinigung und Innovation. Wenn sie ausbleiben, liegt das an uns. Der Markt ist nicht stärker als wir. Der Markt ist – das sind wir. Eine Erfolgsgarantie gibt es nicht. Aber immerhin Chancen.

Das gilt auch für den Markt der Ideen und für die Wissenschaft: hier gibt es keine Garantien, aber dort, wo Freiheit herrscht, immerhin Chancen. Natürlich ist die Wissenschaft kein perfekter Markt. Welcher Markt ist das schon. Und natürlich gibt es keine Garantie dafür, dass das, was im akademischen Prozess herauskommt, am Ende auch einen Fortschritt bedeutet. In seinem Papier über die Wissensteilung, in „The Use of Knowledge in Society“, erklärt Hayek für wirtschaftliche Märkte das Wirken des Preismechanismus als Kommunikation. Wenn sich relative lokale Knappheiten verändern, verändern sich auch die relativen Preise, und diese geben die Information über die veränderte Knappheit weiter. Und der Wettbewerb sorgt darüber hinaus für kreative Dynamik, wie Hayek in seinem Aufsatz „Wettbewerb als Entdeckungsverfahren“ erklärt hat. Wichtig sind also zwei Dinge: Der Austausch per se, der vermittelt der Preissignale abläuft, und der Wettbewerb.

Auf dem akademischen Markt sind es Ideen, Erklärungen, Ansätze, Theorien und auch Technologien, über die ein Austausch stattfindet. Der Massstab für Reziprozität ist hier die Anerkennung und Nachahmung durch Fachkollegen. Der relative Grad an Anerkennung einer neuen Idee ist sozusagen deren relativer „Preis“. Im realen Markt sagt der relative Preis einem Produzenten, ob er mehr oder weniger anbieten soll; im wissenschaftlichen Markt sagt der relative Grad an Akzeptanz einer Idee dem Wissenschaftler, ob er auf dem eingeschlagenen Weg weiter voranschreiten soll oder besser nicht. Natürlich kann sich die Peer-Group irren und den Wert einer Idee erst viel zu spät erkennen. Das indes gilt für alle Märkte, auf denen Erfahrungsgüter gehandelt werden. In der Konsequenz kann man sagen, dass wir auch auf dem Gebiet der Wissenschaft auf die Weisheit der unsichtbaren Hand und auf gedeihliche Ergebnisse der spontanen Ordnung hoffen dürfen – wenn auch hier ohne Garantie. Aber es gibt die Chance. Allerdings setzt dies voraus, dass die Regelsysteme auch dieses Marktes angemessen gestaltet sind. Ehrlich gestanden bin ich da nicht uneingeschränkt optimistisch. Die akademische Forschung wird ja nicht nur vom Streben nach Anerkennung für Forschungsleistungen strukturiert und getrieben, sondern auch von der schlichten Suche nach Ressourcen und institutionalisierten Anerkennungen. Und die haben ihren Effekt. Und zwar offenbar folgenden.

So, wie die Wirtschaftswissenschaft gegenwärtig an den meisten Hochschulen gelehrt wird, fehlt ihrem Mainstream vor allem der Blick über den Tellerrand. Wobei dieser Rand ein selbst gesetzter ist. Früher war die Ökonomie einmal breiter gefasst als heute. Und das war viel besser. Eine Ökonomie, die als Sozialwissenschaft Ernstzunehmendes leisten will, darf nicht nur Ökonomie sein. Hayek hat das präzise zusammengefasst: „Ein Physiker, der nur Physiker ist, kann durchaus ein erstklassiger Physiker und ein hochgeschätztes Mitglied der Gesellschaft sein. Aber gewiss kann niemand ein grosser Ökonom sein, der nur Ökonom ist – und ich bin sogar versucht hinzuzufügen, dass der Ökonom, der nur Ökonom ist, leicht zum Ärgernis, wenn nicht gar zu einer regelrechten Gefahr wird.“ Es geht mir nicht um die Mathematisierung und Formalisierung der Ökonomie, sondern um die philosophische und sozialwissenschaftliche Blindheit der modernen Ökonomen des Mainstreams – wobei ich natürlich einräume, dass es jenseits des Mainstreams mittlerweile Gott sei Dank einiges an Heterodoxie gibt, von der Spieltheorie und der Verhaltensökonomie bis hin zu den Österreichern. Das Fach braucht beides, Mathematik und Philosophie. Es braucht Mathematik und Ökonometrie für die logische Stringenz und die Kopplung der Theorie an die Realität, es braucht Philosophie, Politologie, Soziologie, Psychologie und Geschichte dafür, dass die relevanten Fragen gestellt und geeignete Methoden genutzt werden, und dafür, dass das Fach offen bleibt für die vielen anderen Werte als nur die rein pekuniären. Dafür, dass Freiheit nicht nur aus Zweckmässigkeitsgründen akzeptiert wird, sondern geliebt wird als oberster Wert der Menschheit.

Was aber ist die Auswirkung der Engführung des ökonomischen Mainstreams? Was haben denn zum Beispiel Nobelpreisträger, von denen man doch füglich einiges erwarten darf, im Detail geleistet, um das intellektuelle Verständnis davon, wie freie Märkte funktionieren, voranzubringen? Was haben sie geleistet für unsere Weisheit? Lassen Sie mich wie in einem Kaleidoskop ein paar Wissenschaftler herausgreifen, und zwar zufällig jene, die ich für mein Buch „Roads to Wisdom“ interviewt habe, nämlich Paul Samuelson, Kenneth Arrow, James M.

Buchanan, Robert M. Solow, Gary S. Becker, Douglass C. North, Reinhard Selten, George A. Akerlof, Vernon L. Smith und Edmund S. Phelps. Natürlich habe alle diese Menschen etwas dazu beigetragen, dass wir das Phänomen Wirtschaft besser verstehen. Man kann aber darüber streiten, welche Art von Forschungsleistung nützlich ist für das Verständnis der Märkte als gesellschaftliche Phänomene der Interaktion und der spontanen Ordnung. James M. Buchanan hat 1962 einen Essay geschrieben mit dem bündigen Titel "What Should Economists Do?" Dort kommt er kurz gesagt zu dem Schluss, dass der Ökonom vor allem betrachten und zu verstehen suchen sollte, was aus den Austauschbeziehungen der Menschen folgt, welche Institutionen dabei entstehen und welche Ordnung. Wenn ich jetzt exakt diese Messlatte an meine Auswahl von Nobelpreisträgern anlege, fälle ich damit trotz des Buchananschen Leumunds natürlich ein subjektives Urteil. Ein Urteil, das in mancherlei Hinsicht unbescheiden ist. Ich wage es trotzdem und bitte dafür schon jetzt um Nachsicht. Erst einmal zu denen, die, wie ich finde, einem tieferen Verständnis der Märkte in gewisser Weise einen Bärendienst erwiesen haben.

Paul Samuelson, der letztes Jahr im Alter von 94 Jahren gestorben ist, hat sich auf fast jedem Feld der Volkswirtschaftslehre betätigt, in der Konsumtheorie, der Kapitaltheorie, der Konjunkturtheorie, der Aussenhandelstheorie, den öffentlichen Finanzen. Er war ein genialer Generalist. Jenseits der einzelnen Theoreme, Prinzipien und Theorien, die Samuelson erfunden hat, gibt es eine paradigmatische Klammer, die alles, was er gearbeitet hat, zu einem Ansatz zusammenfasst. Und das ist die Mathematisierung. Samuelson hat entscheidenden Anteil daran gehabt, dass aus der bis dahin mehr verbalen Ökonomie eine mathematische, streng formalisierte Wissenschaft geworden ist. Die höhere logische Präzision, die damit bezweckt wurde, kam natürlich zu dem Preis eines Abstraktionsgrades, der automatisch zum Missbrauch einlädt. Viele, allzu viele Ökonomen sind sich heute der Implikationen ihrer Modelle heute nicht einmal bewusst, sie sind ausserstande, sie zu hinterfragen, sie führen lediglich bestimmte Techniken aus. Ein ganzheitliches Nachdenken, eine Verknüpfung mit Fragen der Philosophie findet in den von Samuelson geprägten – und das sind alle – Universitäten nicht mehr statt. Dieser fatalen Eigendynamik die Tür geöffnet zu haben, ist meines Erachtens der eine grosse Schaden, der uns aus den Arbeiten Samuelsons und anderer erwachsen ist. Dass die moderne Finanzmarkttheorie so versagt hat, wie es im Zusammenhang mit der Finanzkrise offenbar geworden ist, liegt auch an dem Abstraktionsgrad, mit dem nur noch wenige umzugehen vermögen, mit dem Effekt, dass die zugrunde liegenden wissenschaftstheoretischen Prämissen und Annahmen keiner mehr hinterfragt. Eine solche Theorie ist mathematische Spielerei. Und wenn sie dann versagt, dann heisst es, die Ökonomie als ganzes habe versagt, die Märkte hätten versagt und so weiter. Die Fässer, die da aufgemacht werden, sind zu gross, als dass einem das egal sein könnte. Der andere Schaden des Samuelsonschen Erbes liegt darin, worauf er sein mathematisches Talent angewendet hat. Und das ist die so genannte neoklassische Synthese. Samuelson hat es fertig gebracht, die Theorien von John Maynard Keynes mit Hilfe von formalen neoklassischen Gleichungssystemen auszudrücken, sie handhabbar und damit letztlich zur herrschenden Lehre zu machen. Das beförderte die ökonomische Anmassung, den keynesianischen Machbarkeitsglauben, der sich im Nullkommanichts ausbreitete, noch mehr.

Auch *Kenneth Arrow*, der für seine Arbeiten zur Gleichgewichts- und Wohlfahrtstheorie 1972 mit John Hicks den Nobelpreis verliehen bekommen hat, ist

ein eklektischer Wissenschaftler. Arrow ist eigentlich Logiker, und dieses Talent hat er auf alle möglichen Fragen der Ökonomie angewandt, zum Teil auch schlicht als Zulieferer für andere Wissenschaftler, zum Beispiel mit der (Mit-)Erfindung der CES-Produktionsfunktion, die einige angenehme, weil einfache mathematische Eigenschaften hat. Wir verdanken ihm sehr nützliche Erkenntnisse auf dem Feld der Versicherungsökonomie und darüber hinaus generell im Zusammenhang mit allem, was mit Unsicherheit und Risiko zu tun hat. Von ihm kommen die Konzepte von adverse selection und moral hazard. Berühmt wurde er mit seiner Dissertation, in der es um „Social Choice“ geht, und vor allem um die Frage, ob sich aus den Präferenzen einzelner Leute widerspruchsfreie gesellschaftliche Präferenzen zusammenfassen, aggregieren lassen, so dass man gesellschaftlich zu Entscheidungen kommen kann, mit denen sich jedermann gut bedient fühlt. Diese Dissertation war eine Übung in Logik, und Arrow kommt zu einem negativen Ergebnis. Ob das nun schlimm ist oder nicht, war eine Frage, die ihn nicht weiter interessierte. Seine Fachkollegen mühten sich ab, ihn zu widerlegen, und erst James M. Buchanan wurde klar, dass die Frage, die Arrow da gestellt hatte, eigentlich trivial und irrelevant war. Und dass sie vor allem auf dem Boden eines Geistes gewachsen war, dem ein totalitärer Impuls zugrunde liegt. Denn warum sollte man eine widerspruchsfreie soziale Nutzenfunktion überhaupt haben wollen? Das wäre nötig nur für einen wohlmeinenden Diktator, der für sein Volk entscheiden will. Wenn es Wahlen und wechselnde Mehrheiten geben kann, ist das gar nicht nötig. – Ansonsten hat Arrow vor allem geholfen, formale Probleme der allgemeinen Gleichgewichtstheorie zu lösen. Auch damit muss man nicht unbedingt glücklich sein. Die allgemeine Gleichgewichtstheorie, die alle ökonomischen Größen in einem Modell zueinander in Beziehung setzt, leidet unter zweierlei: einmal unter dem unerfüllbaren Anspruch, alles zu erfassen, und zwar richtig, und andererseits, was wichtiger ist, unter ihrer eingebauten Statik, die sich aus der Gleichgewichtsfixierung ergibt. Man hat versucht, das aufzubrechen und Stück für Stück zu dynamisieren, aber selbst diese Dynamisierungsversuche orientieren sich wieder an einem statischen Ziel.

George A. Akerlof hat die Effizienzlohntheorie erfunden (Unternehmen zahlen Löhne oberhalb des makroökonomischen Gleichgewichtsniveaus, um die Angestellten zu höheren Leistungen anzuspornen, und daraus ergibt sich gesamtwirtschaftlich Arbeitslosigkeit). Die Korrelation mag stimmen, die Kausalität aber ist äusserst zweifelhaft. Von Akerlof, der 2001 den Nobelpreis für seine Arbeiten zum Problem der asymmetrischen Information bekam, gemeinsam mit Joseph Stiglitz und Michael Spence, stammte nach der deutschen Wiedervereinigung auch die Empfehlung degressiver Lohnsubventionen. Ansonsten ist vor allem bekannt für seine Arbeiten über asymmetrische Information. Sie alle kennen die Geschichte von den Zitronen, also jenen Autos, die wir auf Deutsch eher als Gurken bezeichnen würden. Der Autohändler weiss, was er anbietet, der nicht technisch versierte Kunde ahnt nicht, was er erwirbt. Wenn der Kunde dem Händler nicht vertrauen kann, bricht der Markt zusammen. Das ist die Akerlof-Story. Seine Story war es eben nicht, wie im Falle von Joseph Stiglitz und Michael Spence, darauf hinzuweisen, dass Vertrauen – als informelle Institution – oder auch formelle Institutionen zur Überprüfung von Informationen eben in solchen Settings entstehen, um Märkte zu ermöglichen. Genau das ist der Nachteil des statischen Blicks, der von der allgemeinen Gleichgewichtstheorie herrührt. Was nicht nur bei Akerlof, sondern auch bei Stiglitz und Spence und allen anderen keynesianischen Informationsökonomien fehlt, ist die Erkenntnis, dass in der spontanen Interaktion

von Menschen – und für nichts anderes stehen eben Märkte – Informationen nicht nur vorfindlich und asymmetrisch verteilt sind, sondern dass lokales Wissen weitergegeben und erweitert wird. Wie neue Informationen generiert werden, kommt bei ihm gar nicht vor, und damit verfehlt er einen wesentlichen Punkt. In der Marktwirtschaft geht es nämlich nicht nur um das Koordinationsversprechen im Hier und Jetzt, sondern vor allem um die Freisetzung von Dynamik. Um diese zu verstehen, hilft Akerlof nicht weiter.

Offiziell ist Dynamik das Thema von *Robert M. Solow*. Er verdingt sich vor allem auf dem Feld der Kapitaltheorie und der Wachstumstheorie. Stück für Stück hat er die Aussagekraft der keynesianischen Theorie ausgeweitet und modelltheoretische Lücken geschlossen – aufgrund des Ansatzes selbst jedoch wird Perfektion nie möglich sein. Diese Art, Ökonomie zu betreiben, hat etwas von Sisyphos. Und insofern gilt für ihn eigentlich Ähnliches wie für Samuelson und Akerlof; ich werde also nicht viel mehr ausholen hier. Nur eines: gemeinsam mit Samuelson hat Solow die unsinnige und unselige Philips-Kurve, nach der man politisch zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit wählen kann, formalisiert und popularisiert. Der Satz von Helmut Schmidt ist berühmt. Dies war eine unglückliche Handreichung für die Politik.

Das gute Verhältnis des ebenfalls keynesianisch gepolten *Edmund S. Phelps* zu Solow ist an dieser Frage zerbrochen. Phelps hat nämlich die Philipskurve widerlegt und dabei noch ein Problem der keynesianischen Methode zu lösen versucht: statt in anonymen und abstrakten Aggregaten zu denken, brach er sie herunter auf individuelle Größen und Entscheidungen. Man spricht hier von der Mikrofundierung der Makroökonomie. Das war dringend notwendig und bahnbrechend. Phelps zeigte, dass die Philipskurve, wenn es sie denn gibt, dazu neigt, sich in Abhängigkeit von der Erwartungsbildung der Menschen zu verschieben – sodass die Wahl zwischen Inflation und Arbeitslosigkeit keine ist, sondern man beides erhält. Das ist mit Zitronen handeln. Solow fand das nicht witzig. Heute beschäftigt sich Phelps vor allem mit philosophischeren Fragen. Ihn interessiert vor allem, wo Dynamik herkommt, Innovationen, neues Wissen. Angefangen bei Keynes, ist Phelps heute ganz nah bei Hayek. Und das gefällt mir natürlich sehr, allgemein und mit Blick auf unsere heutige Fragestellung.

Sympathie hat *Gary S. Becker* nie auf sich gezogen. Dem 1992 mit dem Nobelpreis geehrten führenden Kopf hinter dem eigentlich nur als Heuristik gemeinten „Rational-Choice-Ansatz“ der Chicago-Schule wirft man gern „ökonomischen Imperialismus“ vor. Er hat in der Tat rigoros das neoklassische Paradigma mit all seinen stereotypen Annahmen – homo oeconomicus, vollständige Rationalität, perfekte Märkte, vollständiges Wissen etc. – angewendet und sich dafür auch nie entschuldigt. Er hat das angewendet auf Fragen der Diskriminierung, der Rassentrennung, der Familienbildung etc. Realistisch ist das nicht, aber es hilft, anreiztheoretische Zusammenhänge zu verstehen, insofern ist ein solcher Ansatz schon nützlich. Er führt vor Augen, welche tendenziellen Reaktionen man erwarten muss, wenn der Staat an einer bestimmten Schraube dreht. Er hat sich nur insofern als heikel erwiesen, als Menschen ihn im positiven oder im negativen Sinne für bare Münze genommen haben – die Optimisten hat das verführt, menschliche Fehler und Schwächen und Begrenzungen auszublenden und somit sowohl dem Markt als auch dem eingreifenden Staat zu viel zuzutrauen; die Pessimisten hat es verführt, die Ökonomie als Fach von Zynikern misszuverstehen. Beides war nicht hilfreich.

Reinhard Selten, der bisher einzige deutsche Nobelpreisträger, hat sozusagen die Buchanan'sche Forderung nach einer Konzentration auf Austauschbeziehungen, auf Interaktionen, ernst genommen. Als Spieltheoretiker befasst er sich mit komplexen strategischen Situationen und deren logischen Folgen. Der Spieltheorie verdanken wir Konzepte wie das Nullsummenspiel (was einer gewinnt, verliert der andere), das Gefangenendilemma (alle haben einen Anreiz, etwas zu tun, was in der Summe allen schadet). Was Selten betreibt, ist eigentlich strategische Entscheidungstheorie; und diese unterlegt in seit jüngerer Zeit mit experimenteller Forschung, die davon ausgeht, dass der Mensch eben nicht wohl informiert ist und auch nicht rational handelt. All das kann helfen, zu verstehen, wie sich Menschen auf Märkten koordinieren und wo die Gründe für Koordinationsversagen liegen. Mein Label also: nützlich.

Auf dem Feld der experimentellen Wirtschaftsforschung arbeitet *Vernon L. Smith*, der 2002 für seine Laborexperimente den Nobelpreis erhielt, gemeinsam mit dem Psychologen Daniel Kahnemann. Sein Thema ist es immer gewesen, herauszufinden, wie und innerhalb welchen Regelrahmens Marktträumung erfolgt, wann also Angebot und Nachfrage in Übereinstimmung kommen. Manche Märkte – vor allem Auktionsmärkte – sind dabei komplexer als andere. Ihm geht es letztlich um das effiziente Regeldesign von Märkten, die nicht von allein zustande kommen. Sehr nützlich, und sehr marktwirtschaftlich.

Die übliche Blindheit der Ökonomen gegenüber benachbarten Feldern – früher war das übrigens nicht so, von der Antike bis zu Adam Smith war eigentlich alles eins, nämlich Philosophie – darf man *Douglass C. North* nicht vorwerfen. Bei ihm, der 1993 gemeinsam mit Robert Fogel für seine Verknüpfung von Ökonomie, Geschichte und Empirie ausgezeichnet wurde, ist Ökonomie echte Sozialwissenschaft, mit Überlappung mit der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Philosophie und der Psychologie. Er nutzt quantitative Methoden, um Theorien über die Ursachen bestimmter wirtschaftlicher Entwicklungen zu überprüfen; er ist damit zugleich Wirtschaftshistoriker und Institutionenökonom. Denn schon früh begann er dabei, sein Augenmerk auf das Wesen und die Genese von Institutionen zu richten. Douglass North verdanken wir beispielsweise das Wort von der Pfadabhängigkeit; von einem einmal eingeschlagenen Pfad der kulturellen Evolution kann man nicht ohne weiteres abweichen, wenn man ihn als falsch erkannt hat. Auch Wirtschaftsordnungen lassen sich nicht transplantieren. Ursache dafür sind nicht zuletzt auch mentale Prägungen; Institutionen existieren nicht im luftleeren Raum, sondern werden von Menschen getragen. Doch woher kommen deren Überzeugungen, „belief systems“? Nicht umsonst hat North an der Washington University in St. Louis (WUStL) ein „Philosophy-Neuroscience-Psychology Program“ lanciert. Das Forschungsprogramm von North geht mit all diesen Fragen sehr weit, und zwar in eine phantastisch spannende und nützliche Richtung.

James M. Buchanan (Nobelpreis 1986) ist einer der Begründer der „Public Choice“ Theorie, der Theorie der öffentlichen Wahlhandlungen, und der Konstitutionenökonomik. Der Public Choice überträgt im Grunde einfach das neoklassische Modelldenken auf Fragen der Politik, sowohl auf unterkonstitutionellem als auch auf konstitutionellem Niveau. Erst allmählich rückt man dabei ab vom neoklassischen Denken. Aber wie auch immer, das Staatshandeln wird endogenisiert, die Akteure haben Interessen, und man schaut, was dabei herauskommt. Das ist das eine, und es hat nicht nur die Ökonomen,

sondern auch die Öffentlichkeit aus dem Dornröschenschlaf der Naivität gegenüber den wohlmeinenden Diktatoren, von denen wir angeblich regiert werden, wachgeküsst. Das war sehr heilsam. Das andere ist die Frage nach der Legitimität des Staatshandelns und nach den Regeln. Welche Regeln braucht die Wirtschaft, welche Werte sollten ihnen zugrunde liegen? Wie wollen wir leben? Mit seinem positiven Fokus auf Austauschbeziehungen, auf Institutionen und Regeln statt auf Allokation und Distribution, was stets einen aktiven Staat voraussetzt, hat Buchanan wertvollste paradigmatische Arbeit für die Pflege und Weiterentwicklung der Marktwirtschaft geleistet. Arbeit also an unserer Weisheit. Und mit seinen normativen Prämissen, mit dem, was er immer in Anlehnung an seinen Lehrer Frank Knight als „relatively absolute absolutes“ bezeichnet, hat er uns den Wert der Freiheit, der Unabhängigkeit, der Selbstbestimmung immer wieder vor Augen gerufen – und das ist etwas, was im aktuellen politischen Diskurs, der ja die Legitimität des Staatseingriffs gar nicht mehr hinterfragt, eine wichtige Mahnung sein sollte.